aberten die Türken Konstantinopel, verheerten den Balkan und drangen bis an die Tore Wiens vor. Sie zerstörten eine tausendjährige Kultur und verfolgten überall den Geist, der diese Kultur geboren hatte.

Noch schrecklicher als der Türke hauste der Mongole. Dschinghis Khan und Tamerlan zielenmit Feuer und Schwert über Asien her von Delhi bis Peking. Allein Bagdad, die Friedensstadt, errichtete eine Pyramide von 90 000 Totenschädeln. Tamerlan besiegte sogar den türkischen Sultan Bajeget, doch wird bezweifelt, daß er seinen Gefangenen in einem Käfig herumgetragen habe. Die Mongolen gründeten als Moguln in Indien ein Kaiserreich, das Akbar vorzüglich regierte. Sein Enkel Jahan erbaute den Taj Mahal.

Diese Zeit erlebte den endgültigen Untergang Mesopotamiens, der einstigen Wiege der Kultur, durch den Krieg. Das Land war in seinen Grundfesten erschüttert. Die großen Flüsse durchbrachen die Dämme, und was bis dahin bewässert war, verwandelte sich in Sumpfgebiet.

Mit der Erfindung des Schießpulvers und der Entwicklungder Schiffahrt begann Europa den Krieg auf moderner Basis: Im fünfzehnten Jahrhundert verlor das Christentum Konstantinopel. Aber dieses Jahrhundert schenkte der Welt Cortez, den spanischen General, dessen verzweifelter Kampf mit Montezuma das Schicksal Mexikos besiegelte. Was hier von einigen hundert Spaniern geleistet wurde, erscheint uns heute legendär. Die letzte Belagerung der Stadt Mexiko kostete 50 000 Menschenleben. In Europa war Spanien weniger erfolgreich. Mit unbarmherziger Grausamkeit suchte es die Niederlage zu unterdrücken und mit Hilfe seiner Armada in England einzufallen. Die Flotte wurde jedoch vernichtet.

Im Vergleich zum Dreißigjährigen Krieg in Mitteleuropa war dies alles nur einfaches Geplänkel. Im Jahre 1618 hatte Deutschland 16 Millionen Einwohner, im Jahre 1649 nur noch vier Millionen. Viele in der Geschichte berühmten Kriege konnten ihre weit gesteckten Ziele aus Truppenmangel nicht erreichen. Der Hundertjährige Krieg zwischen England und Frankreich, die Cromwell-Kriege, die Kriege Ludwigs XIV., die Feldzüge Clives in Indien sowie jener entscheidende Kampf, durch den die Vereinigten Staaten sich zu einer Nation einten und George Washington Unsterblichkeit erlangte, gehören dieser Kategorie an.

Bei Napoleon treffen wir wiederum auf Konflikte in großem Maßstabe. Die französischen Kriege dauerten fast ohne Unterbrechung von 1798 bis zur Schlacht bei Waterloo im Jahre 1815. Zum Feldzuge nach Rußland rückte der Kaiser mit 600 000 Mann aus, während beim Rückzug nur noch 20 000 Mann waren. Frankreich hatte sich durch seine Truppenaushebungen verblutet. Man könnte fast sagen: je größer die Kosten eines Krieges sind, desto geringer ist der Erfolg.

Das so eingeleitete 19. Jahrhundert war dem Krieg geweiht. Auf dem Schlachtfeld erkämpften Griechenland, Serbien und Bulgarien ihre Freiheit, erlangten Italien und Deutschland ihre Einheit, wurde Indien von England annektiert, Aegypten unter englische Herrschaft gebracht und nicht zuletzt die Einigkeit der Vereinigten Staaten besiegelt. Zwischen 1793 und 1914 betrugen die Kriegsverluste, wie Oberst Leonhard P. Ayres amtlich feststellt, sechs Millionen Menschenleben. Ob das ungeheure Blutbad, das der Aufstand in China gefordert hat, in dieser Aufstellung wohl einbegriffen ist, können wir nicht mit Sicherheit sagen. Der Bürgerkrieg kostete die Vereinigten Staaten schätzungsweise eine Million Menschenleben. In Gettysburg kämpften 163 000 Mann, der Verlust an Toten, Verwundeten und Vermißten betrug 46 000.

Man sagt oft, wenn man Frieden will, muß man sich für den Krieg rüsten. Aber durch solche Vorbereitungen stieg die Temperatur am Balkan bis zur Siedehitze, die, wenn auch wieder und wieder gekühlt, schließlich doch zur Explosion führte und Europa in ein großes Völkerringen verwickelte, das allein acht Millionen Tote auf dem Schlachtfeld zurückließ.

—o—

Der Mann in Zelle 35

Englische Offiziere im Sowjet-Gefängnis. — Nächtliche Besuche. — Der Todeskommissar Peters. — Warum Litwinows Bruder erschossen wurde.

Von Major G. M. Goldsmith,
früherem britischem Militäragenten im Kaukasus.

Nachstehende, hier auszugsweise wiedergegebenen Ausführungen eines Augenzeugen in „Wide World" gewähren einen Blick hinter die Kulissen der Bolschewistenherrschaft vor zehn Jahren.

Im Januar 1919 trafen die als Geiseln festgehaltenen Mitglieder der britischen Militärkommission im Kaukasus im gefürchteten Butirskigefängnis in Moskau ein.

Unmöglich wäre es, das stinkende enge Kellerverließ zu schildern, in das die sechzehn Engländer anfänglich gepfercht wurden. Ohrenzerreißendes Wimmern und Stöhnen flatterte durch die dunklen Gänge, und beim Vorübergehen an der „Folterkammer" sahen die Engländer wie zwei Chinesen die nackten Rücken Gefangener mit flachen Säbelklingen zerfleischten.

Der Menschlichkeit des „Kameraden" Galitzin bolschewistischen Abteilungsleiters im Butirskigefängnis, der früher als Fürst Galitzin der russischen Hofgesellschaft angehört hatte, verdankten die Engländer die Einquartierung in einigen Zellen des ersten Stockes. Dem Führer der britischen Militärkommission, einem Major wurde mit zwei anderen Offizieren zusammen die Zelle 37 zugewiesen.

Am anderen Tage verstand es einer der drei Offiziere, einen armenischen Posten für sich zu gewinnen, und der Mann verschaffte den Engländern einen eisernen Türbeschlag, der als Hebel dienen konnte. Denn der Major wollte mit anderen Gefangenen in Verbindung treten, um von ihnen Einzelheiten über die Zustände im bolschewistischen Rußland zu erfahren; mit dem Hebel war es möglich, die Zellentüren aus den Angeln zu heben.

Durch tagelange Beobachtung der Posten stellten die Engländer in Zelle Nr. 37 fest, daß zwischen 2 und 4 Uhr nachts die Wachen auf dem Gang eingezogen wurden. In einer der nächsten Nächte wandten die Offiziere ihr Werkzeug an und stahlen sich auf den Flur vor die Tür der Nachbarzelle 35. Vorsichtig wurde dort der Hebel angesetzt, die Tür wich aus den Angeln, und die Engländer schlüpften zum erstaunten Gefangenen in die Zelle hinein „Julius Weinberg", stellte er sich nach der ersten Ueberraschung, die Lage schnell erfassend, vor. Er ließ sich nicht lange bitten und erzählte, warum er im Butirski-Zuchthaus saß:

„Ich bin der Bruder des stellvertretenden Außenkommissars Litwinow und war einst der Moskauer Vertreter einer großen ausländischen Bank. Der fremde Staat, in dem die Bank ihren Sitz hatte, begünstigte den Ausbruch der russischen Revolution, und ich wurde im Oktober 1917 beauftragt, fünf Millionen Goldrubel an Lenin, Trotzki und Djerjinski auszuzahlen. Ich ließ mir von den beiden Letztgenannten eine Quittung ausstellen und schickte diese an mein Haus. Die bolschewistische Revolution brach aus; mein Bruder wurde stellvertretender Außenkommissar und ich Hilfskommissar im Finanzdepartement. Meine Stellung schuf mir Feinde; sie scharten sich um Djerjinski, den Leiter der Tscheka, und um seinen Gehilfen, den „Todeskommissar" Peters.

Veränderte außenpolitische Verhältnisse veranlaßten das Außenkommissariat, alle Beweise dafür zu vernichten, daß fremdes Geld die Revolution gefördert hatte. Peters kam eines Tages zu mir und fragte freundlich nach dem Verbleib der Quittung über die fünf Millionen Goldrubel. Ich hoffte, einen Druck auf die Volkskommissare ausüben zu können, wenn ich sie im Glauben ließ, das Papier sei noch in meinen Händen, und ich wollte es nur nicht herausgeben. Deshalb beging ich den Fehler, lächelnd jede Kenntnis des von Peters erwähnten Vorganges zu leugnen. Der Todeskommissar lachte nur zwischen den Zähnen: „Ich will Dir acht Tage Zeit lassen, Kamerad. Vielleicht frischt sich Dein Gedächtnis bis dahin wieder auf."

Genau acht Tage später kam er wieder zu mir: „Wie steht es mit der Quittung?" — „Ich weiß von keinem Geld, von keiner Quittung." — Peters drehte sich wortlos um und ging.

Am anderen Tage wurde ich verhaftet und hierher gebracht. Peters trat als Ankläger gegen mich auf. Er erwähnte kein Wort von der Quittung, sondern behauptete, in der Nacht auf Anordnung Djerjinskis den Keller meines Hauses durchsucht und einige Zentner Silberrubel dort gefunden zu haben, die zu verbergen ein Verbrechen am Volke sei. Er lächelte dabei höhnisch. Ich sagte, alles sei Lug und Trug und das Geld müsse Peters selbst vergraben haben. Mir durfte kein Glauben geschenkt werden, und meine Erklärung, daß ich mir nur deshalb den Zorn der Machthaber zugezogen hätte, weil ich etwas über die fremden Geldgeber der Revolution wußte, wurde in der „Iswestija" als lächerlicher Hysterieausbruch des „Banditen Weinberg" bezeichnet.

Dem englischen Major tat der verängstigte Russe leid, und er versprach, ihm zu helfen, wenn er nur irgend könnte. Der Eisenhebel trat wieder in Tätigkeit, und kurz vor dem Aufziehen der neuen Posten schlossen die Engländer ihre Zellentür.

Am anderen Tage hörten sie polternde Schritte, Kolbenschläge und Schlüsselrasseln auf dem Flur. Djerjinski selbst, das Haupt der Tscheka ließ die Zelle 35 aufschließen. Er blieb drei Stunden bei Weinberg, sein drohendes Schreien drang bis zu den Engländern herüber.

In der Nacht besuchte der Major den Nachbarn wieder. Weinberg war verzweifelt und schien vor Angst den Verstand verloren zu haben. Endlich konnte der Engländer erfahren, daß Djerjinski dem Gefangenen zwei Tage Frist gegeben hatte, um sich über den Verbleib der Quittung zu äußern. Der Major versprach, den Leiter des Dänischen Roten Kreuzes in Moskau, der sich für den folgenden Tag bei ihm angemeldet hatte, zu bitten, sich wegen Weinberg mit Litwinow in Verbindung zu setzen. Die Zellentür schloß sich kurz vor vier Uhr hinter dem Engländer.

Der Däne wurde bei Litwinow vorstellig. Der stellvertretende Außenkommissar lehnte ängstlich jede Fürsprache ab und verleugnete die Verwandtschaft. Unverrichteter Dinge kehrte der dänische Arzt in das Gefängnis zurück und berichtete dem Major.

In der folgenden Nacht schlich sich der Engländer zum letzten Male in die Zelle 35. Weinberg war vollkommen apathisch. Er sagte, er sei schon vorher überzeugt gewesen, daß Litwinow aus Furcht, seine eigene Stellung zu gefährden, nicht einen Finger für seinen Bruder rühren, ihn vielmehr verleugnen würde. Der Engländer ließ Weinberg in dumpfer Verzweiflung zurück.

Am anderen Abend um neun Uhr dröhnte der Schritt Bewaffneter auf dem Flur vor Zelle 35. Durch das Spähloch in der Tür sah der Major den Todeskommissar in die Nachbarzelle treten. Die Soldaten packten Weinberg, rissen ihn hoch und zerrten ihn zur Tür. Der Gefangene schrie, schlug und biß um sich, klammerte sich mit den Fingern an der Tür fest und wehrte sich verzweifelt. Die Henker schlugen ihm mit Seitengewehren über die Finger und schleiften ihn den Gang hinunter. Der Lärm verhallte.

Doch wenige Minuten später begann der Tumult auf dem Hof von neuem. Dann peitschte eine Salve von acht oder zehn Schüssen auf. Alles wurde still. Der lästige Mitwisser der Sowjetmachthaber schwieg für immer.

—o—

Am Ausguck

Lebensgefährliche Berichterstattung.

Der Beruf des Zeitungsberichterstatters gilt im allgemeinen als nicht besonders gefährlich. Eine Ausnahme macht jedoch Rußland. In den russischen Zeitungen nimmt die Berichterstattung über die Vorgänge auf dem platten Lande einen beträchtlichen Raum ein, und die Zeitungen in den größeren Städten besitzen daher in nahezu jedem Dorf ihren eigenen Berichterstatter, der sie über alle Ereignisse auf dem Laufenden hält. Nichts interessiert natürlich die Herausgeber der sowjetistischen Blätter mehr als der Fortschritt des Kommunismus und die niederträchtigen Pläne und Taten seiner Gegner. Hierüber haben die lokalen Berichterstatter also in erster Linie zu schreiben; die Folge ist, daß jeder von ihnen mehr oder weniger ein Spion und als solcher von der Bevölkerung mit scheelen Augen angesehen wird. Durch Messer und Kugel verleihen die russischen Bauern ihrer Gesinnung beredten Ausdruck. Wie aus einem Bericht hervorgeht, den die Schwester Lenins kürzlich auf einem Pressekongreß erstattete, wurden im Laufe der letzten neun Monate in Rußland 32 Journalisten ermordet, viele schwer verwundet, eine große Anzahl weiterer ist nur mit genauer Not dem Tode entronnen. Dabei hatten alle diese Opfer politischer Meinungsverschiedenheiten den besonderen Schutz des Staates hinter sich.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: P. A. Sanx, Altena.

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 45 — Mittwoch, 7. November — 1928

Vom westlichen Kriegsschauplatz nach zehn Jahren

Von Generalleutnant a. D. ***

Ein Jahrzehnt trennt uns von dem Tage, an dem der heldenhafte Kampf der deutschen Heere durch einen schmählichen Waffenstillstand noch in Feindesland beschlossen wurde.

Abgesehen von den Teilen Ostpreußens, die durch den Russeneinfall 1914 betroffen wurden und von einem schmalen Grenzstreifen des Ober-Elsaß, war deutsches Land während des vierjährigen Ringens von den Verwüstungen des Krieges verschont geblieben. Nirgends war es den verzweifelten Anstrengungen der Feinde gelungen, Bresche zu legen in die lebendige Mauer, die Deutschlands Heldensöhne vor den Grenzen ihres Vaterlandes errichtet hatten!

Wer einen tieferen Einblick in die Wunden, die der jahrelange Stellungskrieg und die ungeheuerlichen Materialschlachten dem Kriegsschauplatz selbst schlugen, getan hat, der wird schon aus diesem äußeren Grunde jenen Toren entgegentreten, die in grober Gedankenlosigkeit und Oberflächlichkeit behaupten, daß unsere Heere umsonst gekämpft und geblutet hätten. Wie stände es um Deutschland, wenn weite Teile unseres Vaterlandes — zumal im westlichen Industriegebiet — zu allem anderen Unglück — bei Kriegsende so ausgesehen hätten, wie jener von der See bis zu den Alpen reichende, oft viele Meilen breite Streifen des westlichen Kriegsschauplatzes, den unsere zum Rhein zurückkehrenden Armeen vor zehn Jahren hinter sich ließen?

Alle Kriegsteilnehmer, die diese oft bis zur Unauffindbarkeit zerschossenen und zertrommelten Ortschaften und Gehöfte, diese gen Himmel ragenden Baumstümpfe einstiger Wälder, diese von einem unübersehbaren Gewirr tiefer Gräben und undurchdringlicher Drahthindernisse durchfurchten, eisendurchpflügten und zerwühlten Felder Frankreichs und Flanderns gesehen haben, wird es sicherlich interessieren zu hören, was aus dieser Kriegswüste in den nun vergangenen zehn Jahren geworden ist.

Wenn auch die Spuren des Krieges natürlich noch nicht ganz verwischt sind, wenn auch noch manches zerschossene Bauwerk, manch zerfledderter Wald und vor allem die riesigen, trostlosen deutschen Totenfelder, die besser gepflegten gewaltigen französischen Massenfriedhöfe und die vielen herrlich gehaltenen Engländergrabstätten mit stummem Ernst an das gewaltige Völkerringen mahnen, so kann doch gesagt werden, daß in den vom Krieg betroffenen Gegenden das Bild des Friedens unbedingt vorherrscht und oft nichts mehr an den Krieg erinnert. Nur dort, wo man absichtlich besonders erschütternde Kriegsverwüstungen bestehen ließ zu denen man die Fremden mit Vorliebe führt, sind jene Bilder geblieben, die uns Kriegsteilnehmern noch so deutlich vor Augen stehen.

Vor wenigen Wochen besuchte der Schreiber dieser Zeilen unsere Kriegsfriedhöfe in der Gegend von Cambrai—St. Quentin — Laon — Reims und hatte dabei Gelegenheit, diesen heißumstrittenen Teil unserer Westfront wieder zu sehen. In Nachfolgendem seien einige Eindrücke dieser Reise, soweit sie den Kriegsschauplatz selbst betreffen und von allgemeinem Interesse sind, wiedergegeben.

Ein neu erbauter, stattlicher Bahnhof empfängt den Reisenden in St. Quentin. Auf dem geräumigen Bahnhofsplatz erhebt sich zur Rechten ein prächtiges Denkmal in antiker Tempelform, das die Stadt St. Quentin ihren gefallenen Söhnen weihte.

Man ist dort im Begriff, an diesem Denkmal vorüber eine mächtige Straßenüberführung über den tief liegenden Bahnkörper zu bauen, der den ungehinderten und steigungslosen Verkehr mit der Faubourg d'Isle vermitteln soll.

Eigenartig sehen die Straßen der Stadt aus! Viele der Vorkriegshäuser, welche die englische Beschießung verschont hat, stehen in ihren dürftigen, oft geflickten Kleidern noch heute da, aber zwischen ihnen erheben sich von Zeit zu Zeit üppige, die kleinen bescheidenen Genossen stolz überragende Neubauten jeglichen Stils. Der Marktplatz mit seinem gut erhaltenen, herrlichen spätgotischen Rathaus hat fast das gleiche Aussehen wie im Jahre 1914, nur das kahle Postament des einst so schönen Denkmals zum Andenken an die tapfere Verteidigung St. Quentins gegen die Spanier im Jahre 1557 erinnert an die englisch-französische Beschießung der damals in unserer Siegfriedstellung liegenden Stadt.

Das Längsschiff der so unbarmherzig durch englischen Granaten zerstörten Basilika von St. Quentin ist schon so weit wiederhergestellt, daß der Gottesdienst darin abgehalten werden kann. An der weiteren Wiederherstellung wird emsig gearbeitet. Dadurch, daß die vielen kleinen und großen Häuser, die dies schöne gotische Bauwerk vor der Beschießung eng umringten, nicht wieder gebaut wurden, und nun ein freier Platz die Basilika umgibt, wird sie nach ihrer Wiederherstellung viel gewinnen. Schade nur, daß man ihr gegenüber ein recht wenig schönes großes Postamt zu bauen im Begriff ist.

Es ist bekannt, daß die ganz unsinniger Weise uns Deutschen zum Vorwurf gemachte Zerstörung der Basilika von St. Quentin, die übrigens schon vor dem Kriege dem Verfall geweiht war und im französischen Volksmunde „la grande Délabrée — Die große Verfallene" hieß, ein Hauptmittel der planmäßigen Deutschenhetze in Frankreich nach dem Kriege war. Auch heute noch mahnt ein Anschlag im Turmeingang alle Besucher, nie zu vergessen, daß die Deutschen 90 Sprengkammern in den Pfeilern der Basilika anbringen ließen, um das herrliche Bauwerk in Grund und Boden zu zerstören, und rühmt, daß diese Unmenschlichkeit nur dadurch verhindert sei, daß die tapferen Franzosen 24 Stunden früher, als die Deutschen es erwartet hätten, in St. Quentin eingedrungen seien.

Zwar ist es wahr, daß schon im Sommer 1917 — also lange vor der Frühjahrsoffensive 1918, die St. Quentin weit hinter sich ließ — diese 90 Sprengkammern auf Anordnung des örtlichen Befehlshabers angebracht wurden, in der Absicht, bei erzwungener Räumung die als Beobachtungsstelle für den nachdrängenden Feind sehr wichtige, die ganze Umgegend hoch überragende Basilika zu sprengen; aber ebenso wahr ist es, daß das maßgebende Armee-Oberkommando schon damals die Ausführung der Sprengungen in jedem Fall verboten hat, als es von den Vorbereitungen erfuhr. Also nicht die Tapferkeit der Franzosen, sondern die Einsicht der deutschen Kommandobehörde hat von der Basilika in St. Quentin das gerettet, was die planmäßige englische Beschießung zu retten gestattete!

Auf dem Platz vor der Basilika steht noch der Stumpf des Denkmals des berühmten Pastellmalers Ludwig 15.: Maurice Quentin de la Tour; auch seine unschätzbaren Pastelle, die das Wertvollste des Museums zu St. Quentin waren, hat dasselbe deutsche Armee-Oberkommando bei der Räumung St. Quentins vor dem Untergang bewahrt und unter kunstverständiger Leitung nach Maubeuge zurückschaffen lassen. Sie schmücken jetzt, zum Kummer der Quentiner Bürger, den Louvre in Paris!

Auch in Reims predigt man öffentlich den Deutschenhaß mit gefälschten Dokumenten. Rings um die Kathedrale bietet man, neben geschmacklosen Kriegsandenken deutscher Herkunft, Postkarten aus, die das in Flammen stehende Gotteshaus mit der Unterschrift darstellen: „So wüteten die Deutschen im September 1914, als sie Reims eingenommen hatten!" Die herrliche Kathedrale aber steht fast unversehrt da und beweist, daß deutsche Achtung vor seiner Heiligkeit dieses Kunstwerk zu schonen wußte, obgleich es jahrelang dicht hinter der feindlichen Stellung lag und dem Feinde zu Beobachtungszwecken diente!

Sind nicht diese beiden Kirchen, die Basilika von St. Quentin, in der deutschen Linie grausam zerschossen von englischen und französischen Granaten, und die Kathedrale von Reims, in der französischen Linie fast unversehrt vom deutschen Feuer erhalten, der schlagendste Beweis dafür, daß größere Menschlichkeit in der Kriegführung auf deutscher Seite obwaltete?

Aber der öffentlich und amtlich geschürte Deutschenhaß hat keine Wurzeln in den Herzen der nordfranzösischen Bevölkerung — zumal der ländlichen — geschlagen! Mit großem Entgegenkommen und liebenswürdiger Höflichkeit wird der Deutsche heute im ehemaligen Kampfgebiet fast überall aufgenommen. Die Volksstimmung ist durchaus versöhnlich, und die meisten Franzosen, welche die deutsche Besatzungszeit miterlebt haben, wissen nur Anerkennenswertes über das Verhalten der deutschen Truppen zu sagen. Nur die Führer des Volkes benötigen zur Rechtfertigung ihrer Forderungen oft das Gespenst einer haßerfüllten Volksstimmung, das der wahren Stimmung keineswegs entspricht.

Doch nun hinaus in das Land, das wir vor zehn Jahren in so kriegsverwüstetem Zustande verließen! Im Automobil durchkreuzte ich die Gegend von St. Quentin über Vermand — le Catelet; dann — le Cateau — Candry — Walincourt — Cambrai — Masnières — le Catelet; dann wieder über St. Quentin nach Süden über la Fère — Chauny — Coucy le Château — Sissons — den heißumkämpften Chemin des Dames (jetzt eine herrliche Asphaltstraße!) entlang bis Cerny en Laonois, dann hinunter in das Aisnetal über Soupir und im Tal hinauf bis Berry-au-bac, von dort nach Reims und zurück nach St. Quentin über Carbeny — Laon. Ueberall derselbe Eindruck: die Ortschaften und Gehöfte sind teils prächtig, viel ansehnlicher als sie früher waren, wiederaufgebaut, teils herrscht noch eine rege Bautätigkeit. Einige kleine Orte sind allerdings nicht wieder errichtet worden und ganz verschwunden. Oft wohnt die Bevölkerung noch in Kriegsbaracken, so am Westausgang von St. Quentin, wo sich eine ansehnliche Barackenstadt erhebt. Ein deutschstämmiger Franzose erklärte mir aber, daß sich die französische Lan-

Ich hab die alte Erde lieb

Ein Sehnslied fürs Vaterland
Entschwang sich mir in Sturmestagen.
Ich trieb mein Pferd durch Lehm und Sand.

Die Freude schwieg, die Liebe blieb,
Die Erde hat viel zu ertragen,
Ich hab die alte Erde lieb.

Und zögernd streckt sich Hand um Hand:
Wir möchten einst doch Bruder sagen,
Wir haben uns doch einst gekannt!

Nein, Keiner war ein feiges Kind,
Kein Vaterland darf uns verklagen,
Weil wir der Erde Enkel sind.

Bruno Frank.

bevölkerung in den neuen, flachen Häusern durchaus nicht so wohl fühle, wie in den bescheidenen alten Häuschen!

Das Wegenetz ist vortrefflich ausgebaut, alle größeren Chausseen und die Nationalstraßen sind oder werden als Autostraßen asphaltiert.

Zu beiden Seiten der Wege aber stand eine prachtvolle Ernte, die einzubringen man im Begriff war. Man fragt sich staunend, wie diese stark entvölkerten Gegenden die ländlichen Arbeitskräfte aufbringen können, solche Ernte zu bestellen und heimzubringen! Allerdings sah man wenig Hackfrüchte und sehr viele neuzeitliche Erntemaschinen, und rücksichtslos fuhren die großen Selbstbinder ohne Vormacht in die vollen Weizenfelder hinein.

Ganz besonders stand eine vorzügliche Ernte beiderseits des Chemin des Dames, von dem aus man einen herrlichen Blick nach Norden in das Ailette-Tal, mit dem steilen Kegel von Laon im Hintergrunde, und nach Süden in das fruchtbare Aisnetal hat.

Selten nur fand ich noch Ueberreste alter Stellungen, wie z. B. die ganz im Kriegszustande belassene Höhe 108 bei Berry-au-bac, die allerdings ein Bild des Stellungskrieges gibt, wie es grausiger nicht gedacht werden kann. Ein trauriges Aussehen zeigen noch manche Wälder, die ihre kahlen, zerschossenen Stümpfe anklagend gegen den Himmel recken. Sie werden die längste Zeit gebrauchen, um die Wunden des Krieges zu überwinden.

Immer aber wieder sind es die großen Totenfelder mit den tausend und abertausend schwarzen deutschen und weißen französischen Holzkreuzen und die vielen kleineren, prachtvoll gepflegten englischen Friedhöfe, die an das gewaltige Völkerringen mahnen, das vor nunmehr zehn Jahren einen für uns so traurigen Abschluß fand!

Die Auslandsdeutschen und das neue Deutschland

Von Dr. Paul Rohrbach,

Präsidialmitglied der Deutschen Akademie.

Wenn von „Auslandsdeutschen" gesprochen wird, so können darunter zwei ganz verschiedene Arten von Deutschen verstanden werden. Es gibt einen „Verein für das Deutschtum im Ausland", und es gibt einen „Bund der Auslandsdeutschen": dieser ist eine Vereinigung von Reichsangehörigen außerhalb Deutschland, jener eine Organisation zur Betreuung von Stammesdeutschen, die Angehörige nichtdeutscher Staaten sind. Ein reichsdeutscher Kaufmann oder Ingenieur in Schanghai oder Konstantinopel ist nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch ein Auslandsdeutscher; ebenso aber ist es auch ein deutscher Kolonist in Brasilien, dessen Voreltern vor hundert Jahren bei ihrer Einwanderung in Rio Grande brasilianische Staatsangehörige wurden, oder ein Siebenbürger Sachse, dessen Vorfahren schon im Mittelalter von der ungarischen Königin an die Karpathenpässe gerufen wurden, um die Krone von Ungarn zu schützen.

Wenn also von neuen Deutschland und von den Auslandsdeutschen gesprochen werden soll, so muß zunächst zwischen beiden Kategorien von Auslandsdeutschen unterschieden werden. Unter den Reichsdeutschen im Auslande hat sich nur ein kleiner Teil mit den Zuständen im neuen Deutschland versöhnt. Zu einem großen Teil entfällt das Mißbehagen auf den Wechsel der Flagge. Noch stärker als im deutschen Inlande hat der reichsdeutsche Pionier, und der energische und erfolgreiche am allermeisten, das Gefühl, alles Erworbene, alle Achtung, die er als Deutscher genießt, und allen berechtigten Stolz gegenüber den Ausländern anderer Nationalität dem alten Deutschland zu verdanken dessen Flagge schwarz-weiß-rot war. Er sah das Kopfschütteln der Fremden über den Flaggenwechsel, er sah, wie es niemand im Auslande eigentlich begriff, daß ein Land die Farben, unter denen es groß geworden war, und noch zuletzt die gewaltigen Leistungen des Weltkrieges vollbracht hatte, preisgab und dafür andere annahm, die zwar in Deutschland auch eine geschichtliche Wurzel hatten, die aber draußen niemand je gesehen hatte.

Mit dieser Art Mißstimmung verband sich die praktische Erfahrung, daß dem neuen Deutschland im Auslande weniger Respekt gezollt wurde als dem alten — was freilich nicht so sehr eine Folge des Verfassungs- und Flaggenwechsels war wie die der deutschen Niederlage im Weltkriege. Gerade in dieser Beziehung aber ist die Wiedererhebung des deutschen Ansehens im Auslande so zweifellos daß bereits schon von einer „Deutschen Legende" gesprochen werden kann, von einem Glauben des Auslandes an Deutschland, der sich in die gefährliche Formel zusammenfassen läßt: „Deutschland kann alles!" Wenn also auch die Flaggenfrage eine Schwierigkeit draußen bleibt, so wird doch der Stachel der geringeren Achtung vor Deutschland seine Schärfe bald verloren haben, ja man kann wohl sagen: er hat sie schon verloren!

In materieller Hinsicht ist das Schwerste, was die Reichsdeutschen im Auslande durch den Wechsel der Dinge in der Heimat haben erleben müssen, der Verlust ihres Vermögens infolge der feindlichen Liquidationen und die verspätete, tropfenweise und unzulängliche Entschädigung durch das Reich. Auch wenn man zugeben muß, daß keine Möglichkeit besteht, die Entschädigung annähernd vollständig zu gewähren, so haben die Auslandsdeutschen doch recht mit dem Vorwurf, daß mit zu wenig Verständnis für ihre Leistungen und für die Notwendigkeit eines beschleunigten Wiederaufbaues und an manchen Stellen auch mit einem sehr knapp bemessenen Wohlwollen gearbeitet worden ist.

Ganz anderes steht es mit dem Verhältnis zwischen dem neuen Deutschland und den fremdstaatlichen Auslandsdeutschen. Für diese letzteren gilt, daß man ihnen im alten Deutschland überhaupt kein großes Interesse widmete. Der Etatstitel beim Auswärtigen Amt für die kulturelle Unterstützung dieses Auslandsdeutschtums war lange Zeit lächerlich gering, und wenn er in den letzten Jahren vor dem Kriege auch erhöht wurde, so machte er doch immer erst einen Bruchteil von dem aus, was ein kleineres und ärmeres Volk wie z. B. die Italiener für die Erhaltung der italienischen Sprache und Kultur in den auslandsitalienischen Siedlungen aufwandte.

Auch heute wäre es eine viel zu optimistische Behauptung, zu sagen, daß im deutschen Reichshaushalt für das Auslandsdeutschtum fremder Staaten ein genügender Posten eingesetzt ist, aber es ist doch wenigstens ein Anfang der Besserung zu verzeichnen. Das hängt damit zusammen, daß Millionen von Deutschen entweder durch das Friedensdiktat vom Reiche getrennt und zwangsweise fremde Staatsangehörige geworden oder aus erträglichen Verhältnissen in Druck und Verfolgung geraten sind. Die unglücklichen Folgen des Weltkrieges haben auf der einen Seite die Auslandsdeutschen dazu gebracht, sich stärker als vorher auf die deutsche Kulturgemeinschaft zu besinnen und um Hilfe für die Erhaltung ihres Daseins im Mutterlande zu bitten; auf der anderen Seite aber hat die schwere Zeit auch in Deutschland das Gefühl der inneren Zusammengehörigkeit aller deutschen Volksgenossen verstärkt. So ist es auch zu erklären, daß der Verein für das Deutschtum im Ausland — er hat heute einen Jahresetat von zwei Millionen Mark — einen so großen Aufschwung genommen hat, und daß neuere Gründungen, wie das Deutsche Auslandsinstitut in Stuttgart und die Deutsche Akademie in München, sich in steigendem Maße des Auslandsdeutschtums annehmen können.

Es gibt heute drei deutsche Staaten, das Reich, Oesterreich und Danzig, mit zusammen 70 Millionen Einwohnern. Es gibt einen sogenannten Grenzdeutschen Gürtel, der sich durch Dänemark, Litauen, Polen, die Tschechoslowakei, Südtirol, Frankreich und Belgien um die heutigen Grenzen des Deutschen Reiches herumzieht, zum zusammenhängenden deutschen Volksboden gehört, aber von fremden Staaten annektiert ist. Auf ihm leben etwas sechs Millionen Deutsche. Es gibt endlich in Europa das Deutschtum in der Zerstreuung: in den baltischen Staaten, in Polen, Rußland, Ungarn, Rumänien, Jugoslavien, im Ganzenn vier Millionen stark. Das Deutschtum in Europa ist, von den genannten drei Staaten abgesehen, unter nicht weniger als zwölf fremde Staaten verteilt: von den 25 000 Deutschen im dänisch gewordenen Nordschleswig bis zu der Dreieinhalb-Millionenmasse des Sudetendeutschtums in der Tschechoslowakei. Von allen diesen Auslandsdeutschen kann man sagen, daß ihr inneres Verhältnis zu Deutschland gerade unter dem Druck von Jahr zu Jahr fester wird und daß, wenn auch langsam, in Deutschland selbst die öffentliche Meinung sich ihrer früheren Gleichgültigkeit und Unwissenheit gegenüber allem was auslandsdeutsch ist, zu entwöhnen beginnt.

Die Gesamtzahl der Deutschen in Europa beträgt heute etwa 80 Millionen; hiervon 10 Millionen Auslandsdeutsche im eigentlichen Sinn. Mit Ausnahme von Italien, wo die absolute Rücksichtslosigkeit regiert, und von Polen, wo die Feindschaft gegen das Deutschtum ein Stück des nationalen Bekenntnisses ausmacht, kann man sagen, daß überall die fortschreitende Wiederkehr der Achtung durch ihre Wirtsvölker allmählich zugute kommt.

Ganz hinfällig ist die vielfach genannte Zahl von 100 Millionen Deutschen in der Welt. Vom nordamerikanischen Deutschtum können höchstens zwei Millionen zur deutschen Muttersprache gezählt werden, und in Südamerika wird die Zahl der dort sich rasch vermehrenden Deutschen bald eine Million erreicht haben. Alles andere kommt ziffernmäßig nicht in Betracht. Dagegen muß bemerkt werden, daß in den Vereinigten Staaten, trotz des unaufhaltsamen Rückgangs der deutschen Sprache, die schon in der zweiten Generation so gut wie ganz durch das Englische ersetzt ist, unter den Abkömmlingen deutscher Vorfahren eine Bewegung aufkommt, die deutsche Herkunft zu betonen und Rücksicht für das Deutschtum und für Deutschland zu verlangen. Dies ist die Steuben-Gesellschaft von Amerika. Ihr, die sich überall bei den Anglo-Amerikanern bereits in Respekt gesetzt hat, und die auch dem neuen Deutschland ohne Vorurteile gegenübersteht, sollte von deutscher Seite besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Deutsche Spione in England

Von Walther F. Holler-Newyork.

Sehr engmaschig war während des Weltkrieges das Netz des englischen Spionageabwehrdienstes geflochten. Welche verschlungenen Knoten gelöst werden mußten, bis es durch Zufall und Abwarten gelang, eines dieser Opfer, deren Leben verwirkt war, habhaft zu werden, mag die Schilderung einiger der deutschen Oeffentlichkeit unbekannter Vorfälle, die amtlich beglaubigt sind, beweisen.

Mr. C. und der russische Gentleman.

Eine Zeitlang bemerkten einige britische Postzensoren, daß aus verschiedenen Gegenden Englands Zeitungssendungen an eine bestimmte Adresse nach Amsterdam gin,en. Gewöhnlich handelte es sich um harmlose Inserate aus der Tabaksbranche, die mit Bleistift schwach angestrichen waren und den Empfänger vermutlich zum Kauf der angepriesenen Ware anreizen sollten. Der British Secret Service schöpfte endlich Verdacht. Seitdem wurde jede an diese Adresse gesandte Zeitung von englischen Zensoren dem chemischen Laboratorium des Geheimdienstes in die Hände gelegt. Die Vermutung, daß die Blätter mit unsichtbarer, sogen. „sympathetischer" Tinte geschriebene Geheimmeldungen enthielten, erwies sich anfangs als falsch. Die Zeitungen wurden deshalb photographiert, in ihren ursprünglichen Zustand zurückversetzt und, als sei nichts mit ihnen geschehen, dem Empfänger nach Amsterdam gesandt. Erst ein monatelanges Studium ergab gewisse Anhaltspunkte, kurz, man kam hinter ein raffiniert ausgeklügeltes deutsches Chiffre-System. So bedeutete „Tabak" — „Munition", „Deckblatt" — „Geschütz", „Zigarre" — „Kriegsschiff", „Warensendung" — „Flotte" usw.

Wer aber war der Absender dieser Zeitungen? „Habe erstklassigie Information für 120 Pfund über die für Italien bestimmte Munitionsflotte C.", lautete eine dechiffrierte Geheimmeldung. Schon in der nächsten Sendung bekannte der in Sicherheit gewiegte Absender etwas Farbe: „Herzliche Grüße und Küsse an die ganze Familie L. Cohen. — Bald darauf fand der „Special Intelligence" auf einer dieser Zeitungen die mit sympathetischer Tinte geschriebene Meldung: „C. ist nach Newcastle gegangen, deshalb schreibe ich dies von 201 statt seiner." Kein Absender. Aber der Poststempel gab „Deptford" an. 201 erwies sich als Hausnummer einer Straße in Deptford. In diesem Hause wurde durch Anwohner der Verdacht auf einen Bäcker namens Peter Hahn gelenkt.

Zwei Kriminalpolizisten betraten eines Tages den Bäckerladen; sie fanden dort einen solide aussehenden jungen Mann, der Brote verkaufte, warteten höflich, bis alle Kunden den Laden verlassen hatten und fragten den Inhaber ganz unvermittelt: „Wer ist C.?" — Der Angeredete entgegnete unbefangen: „Ich weiß es nicht." Alle drei gingen dann in den Backraum, um „Mister C." zu suchen. Die Beamten fanden dort ein Kartentischchen mit Zeitungsartikeln, Rundschriftfedern, Ammoniak, eine farblose Flüssigkeit in einer Flasche und Briefbogen, wie sie der geheimnisvolle C. gelegentlich seinen Zeitungen beilegte. Daraufhin wurde Hahn verhaftet. Einige Stunden nach der Verhaftung Hahns kam ein anderer Mann ins Haus, um sich nach dem Verbleib seines „Freundes" zu erkundigen. Er verschwand jedoch so rasch wie er gekommen war. „Ein langer russischer Gentleman, der in Bloomsbury wohnt", beschrieb ihn eine Frau aus der Nachbarschaft. Jedes Haus in dieser Ortschaft wurde genau durchsucht. Endlich fand man seine Spur in einem boarding house, dessen Leiterin ihn der Beschreibung nach in einem ihrer Pensionäre zu erkennen glaubte. „Er heißt Müller und handelt mit Schlipsen und Bändern. Seit einigen Tagen ist er in Newcastle. Was hat er getan?" — „Nicht ordnungsmäßig angemeldet", bedeutete man ihr.

Am nächsten Tage erschien Müller „ahnungslos" bei der Kriminalpolizei, um sich zu legitimieren. Man bat ihn höflich, seine Personalien schriftlich anzugeben. Seine Handschrift ward ihm zum Verderben — sie glich der des rätselhaften Mister C.

Man stellte Müller und Hahn vor ein Kriegsgericht. Hahn, englischer Staatsangehöriger, erwies sich als willenloses Werkzeug Müllers und kam mit sieben Monaten Gefängnis davon. Müller — er hatte aus nackter Geldgier Spionagedienste für Deutschland geleistet — wurde zum Tode verurteilt. Auf dem Wege zum Richtplatz brach er schluchzend zusammen, aber als er [illegible] dringenden Gewehrläufe des Exekutivkommandos auf sich gerichtet sah, trat er gelassen vor, schüttelte jedem der Soldaten kurz die Hand, bevor er, von Geschossen durchbohrt, leblos zu Boden sank. Dem Tabakhändler in Amsterdam aber sandte der englische Geheimdienst solange teuer bezahlte „Meldungen" des Mister C., bis der Holländer eines Tages die Verbindung mit dem Hinweis löste, er bekäme nur noch alte oder falsche Informationen von Mister C. und ließe sich das nicht länger mehr bieten . . .

Der Fall Kupferle.

Unter den täglich zu prüfenden Briefen, die der Postzensor einer englischen Küstenstadt regelmäßig durchlas, befand sich eines Morgens auch ein nach Rotterdam adressiertes Schreiben. Der Inhalt war sehr belanglos. Schon wollte der Beamte dieses Schreiben unbeanstandet weitergeben, als ihm flüchtig der Gedanke kam, die Phrasenhaftigkeit des Inhalts entspräche nicht im geringsten der Länge des Schreibens. Instinktiv sandte er den Brief dem Laboratorium des „Special Intelligence". Nach eingehender chemischer Bearbeitung fand man einen sehr geschickt zwischen den Zeilen verstreuten Geheimbericht über eine Fahrt von Amerika nach England auf einem bekannten Ueberseedampfer. Die auf dieser Reise gesichteten britischen Kriegsschiffe wurden nach Lage, Größe und Aussehen genau beschrieben. „Morgen fahre ich nach Dublin. 5", schloß das Schreiben.

Sofort wurden die Passagiere aller Dampfer, die nach Dublin fuhren, von Beamten der Scotland Yard eingehend untersucht. Das Ergebnis war nicht sehr ermutigend. Der einzige ganz geringfügige Verdacht richtete sich gegen einen Amerikaner, dessen ordnungsmäßig ausgefertigter Paß ihn als einen Kaufmann namens Anthony Kupferle von der Newyorker Woll- und Webwarenhandlung Kupferle und Co. legitimierte. Er gab an, nach England gekommen zu sein, um seine Waren zu verkaufen. Seine Aussprache war nicht rein englisch, auch nicht amerikanisch. Kein Wunder, da er laut Paß in Holland geboren, erst spät nach Amerika gekommen war und stets den fremdländischen Akzent beibehalten hatte. Er wirkte ruhig, wuchtig und gemessen, nur aus seinen stahlblauen Augen schoß manchmal ein Strahl verhaltener Leidenschaft. Man ließ ihn zwar auf freiem Fuß, doch nicht mehr ohne geheime Aufsicht. Sein Englisch, stellte man fest, glich in der Aussprache mehr dem eines Deutschen denn dem eines Holländers. Dann fanden Beamte während seiner Abwesenheit auf dem Tisch seines Hotelzimmers noch frische Spuren von Zitronensaft, der zur Herstellung sympathetischer Tinte dient. Als endlich britische Spione aus Deutschland meldeten, ein deutscher Heeresangehöriger namens Kupferle sei in geheimer Mission nach Amerika gesandt worden, schloß sich der Ring über dem Unglücklichen.

Er wurde in London von Beamten verhaftet als er im Begriff stand, einen Schnellzug nach Liverpool zu besteigen „Ich habe meinen Paß Der wird Ihnen schon genügen", erklärte er zuversichtlich beim Verhör. Er half ihm nichts „Ihre Paßunterschrift deckt sich mit Dublin 5." Kreidebleich ward Kupferles Gesicht. Er wußte: es ging zu Ende.

Am nächsten Morgen trat das Kriegsgericht zusammen. Feierlich im Gehrock und schwarzer Binde [illegible] der Angeklagte, als [illegible] im voraus seinem eigenen Begräbnis beiwohnen. Selbst die im Dienst hart gewordenen britischen Kriegsgerichtsoffiziere empfanden Mitleid mit dem Tapferen, der stehend, ohne mit der Wimper zu zucken, sein Todesurteil entgegen nahm. Kein Wort der Klage kam über seine Lippen.

Am Vorabend seiner Hinrichtung erbat er sich von seinem Wärter ein dickleibiges philosophisches Werk, und dieser brachte es ihm in die Zelle. Als der Wärter später das Buch abholen wollte, hatte sich der Gefangene mit einer langen, heimlich versteckten Silberkette am Fenstergitter aufgehängt. Das Buch lag senkrecht unter seinen Füßen. Daneben fand man eine Niederschrift des Verurteilten, in der es u. a. hieß: „Der englische Gerichtshof hat mich zwar fair behandelt, aber ich ertrage die Qualen meiner Vernehmung nicht länger und nehme das Schicksal selbst in meine Hand. Ich habe in vielen Schlachten gekämpft, und der Tod bedeutet mir jetzt nur noch eine Erlösung. Ich sterbe vor meinem eigenen Gewissen als Soldat, nicht als Spion. Mein Schicksal habe ich bisher mannhaft ertragen, aber ich kann kein Lügner werden und Meineide schwören Was ich tat, tat ich für mein Vaterland."

Jede Zeit hatte ihr Blutvergießen in der Geschichte

Von P. W. Wilson, ehem. Mitglied des Britischen Parlaments.

Zum ersten Male in den Annalen der Menschheit, die sich als Legende und Geschichte über eine Periode von zehn Jahrtausenden erstrecken, haben die führenden Nationen einen gegen jede Kriegführung gerichteten Vertrag unterzeichnet.

Auf den ersten Blick geht dieser Vertrag in seinen Zielen weit über jeden bisher von Völkern eingegangenen Friedensvertrag hinaus. Die berühmte „Pax Romana" schloß in ihrer praktischen Auswirkung nur die an das Mittelländische Meer grenzenden Gemeinden und Provinzen ein. Der dem Mittelalter [illegible]tümliche Waffenstillstand, der sogenannte Gottesfriede, war örtlich und zeitlich begrenzt. Der China durch seine chinesische Mauer [illegible] sicherte Friede ließ der übrigen Welt [illegible] der Mauer den Krieg. Aber was jetzt vorgeschlagen wurde, ist ein Friede, der zugleich dauernd und allgemein sein soll. Lokalkämpfe mögen da und dort aufflammen und müssen unterdrückt werden, der Krieg aber als solcher hat sein Ende.

Es wird immer Skeptiker geben, die jeden Vertrag der Kriegsregierung nur als Papierweisheit betrachten. Im römischen Staat durften die Tore des Janustempels nur zu Friedenszeiten geschlossen werden. In sechs Jahrhunderten wurden diese Tore nur einmal geschlossen, in acht Jahrhunderten nur dreimal und selbst dann nie länger als ein bis zwei Monate.

Das alte Rom herrschte jedoch nur über ein begrenztes Gebiet. Die Welt im Ganzen genommen hat selten — wenn überhaupt je — einen Tag gekannt, an dem Völker nicht miteinander im Kriege lagen.

Der frühreife in der Völkergeschichte überlieferte Krieg scheint jener Kampf zwischen den vier und den fünf Königen von Kanaan gewesen zu sein, in welchem der Patriarch Lot gefangen und von Abraham befreit wurde. Die Chroniken unterscheiden sich in der genauen Zeitangabe, aber wir können annehmen, daß es vor ungefähr 4000 Jahren war.

Die Israeliten wünschten als Nation eine bürgerliche Demokratie ohne stehendes Heer. Als sie Aegypten verließen, wurden sie von Truppen des Pharao, die im Roten Meere umkamen, verfolgt und mußten sich so den Weg nach Palästina erkämpfen, wo sie von militärischen Machthabern umgeben waren. Innerhalb von 1500 Jahren wurde Jerusalem siebzehnmal belagert, zweimal in Grund und Boden zerstört, zweimal wurde seine Mauer niedergerissen.

Ein Blick auf diese Tragödie genügt. Die Könige Saul und David begründeten der Staat, doch nach Salomos Tod war das kleine Land jeglicher Invasion preisgegeben. Shishak der Aegypter, überfiel Jerusalem, Benhadad von Damaskus belagerte Samaria, und Sennacherib von Assyrien verheerte Judäa.

Die Zeiten änderten sich. Ninive als Hauptstadt Assyriens war eine Stadt von außerordentlicher Pracht. Ihre Einwohner kamen den Sturmwagen handhaben, wie uns die noch erhaltenen Reliefs bezeugen. Sie wurden jedoch vollständig vernichtet, als sich die Meder und Babylonier gegen sie verbündeten.

Vor 2500 Jahren wurde unter Nebukadnezar und seinen Zeitgenossen Jerusalem und alles, was Jerusalem bedeutend gemacht, zerstört. Das Volk wurde gefangen oder versprengt.

Kriege haben auch das Schicksal Griechenlands bestimmt. Auf der Suche nach dem Goldenen Vließ, dem Symbol der Handelsherrschaft am Schwarzen Meer, überquerte Jason mit seinen Argonauten den Bosporus. — Die Pforte zu den Dardanellen war Troja; es wurde gleich Ninive und Jerusalem zerstört.

Im fünften Jahrhundert vor Chr. schlugen die Perser unter Xerxes eine Brücke über den Hellespont und standen den Griechen bei Marathon, am Thermopylenpaß, wo eine kleine Schar von Helden eine Arme aufhielt. — und in der Seeschlacht von Salamis gegenüber.

Im vierten Jahrhundert wandte sich das Geschick. War Xerxes, der Perser, nach Westen gezogen, so marschierte der Mazedonier Alexander nach Osten, schlug Darius und nahm dessen Palast in Susa ein. Am Indus soll er, wie die Geschichte überliefert, geweint haben, weil es nichts mehr zu erobern gab. Persien wurde griechische Provinz.

Wir sind geneigt, dieses Emporsteigen und Fallen der alten Reiche dem Spiel persönlichen Ehrgeizes zuzuschreiben. Aber es war mehr als das. Auch die alte Welt suchte einen Einheitsgedanken zu verwirklichen. Im dritten Jahrhundert v. Chr. rivalisierten zwei Städte am Mittelländischen Meer miteinander: Karthoga als See- und Handelsmarkt, Rom als Militärstaat. Im römischen Senat erklärte Cato, daß Karthago vom Erdboden verschwinden müsse. Buchstäblich wurde eine großartige Weltstadt der Wüste Nordafrikas gleichgemacht. Rom erstarkte mehr und mehr, seine Ziele waren scharf umrissen. Der Feind, der sich ergab, wurde geschont, wer Widerstand bot, erbarmungslos vernichtet. Man sagt, daß allein in Gallien Julius Cäsar eine Million Menschenleben umgebracht habe. Als später die Königin Zenobia einer Belagerung widerstand, wurde ihre Stadt Palyra, der herrliche Vorposten an den Grenzen Arabiens, vollständig verwüstet.

Durch Krieg wurde die römische Weltherrschaft errungen. „Ich kam, ich sah, ich siegte", war Cäsars stolzer Ruf. Nachdem er den Rubikon überschritten hatte, besiegte er seinen Gegner Pompejus in der Schlacht von Pharsalus. — In ähnlicher Weise besiegte Augustus den Mark Anton und Cleopatra in der Seeschlacht von Actium.

Verfolgt man den Lauf der Geschichte, so stand der kaiserliche Thron stets im Zeichen des Blutes. Cäsar schon wurde meuchlerisch ermordet. Innerhalb von vier Jahrhunderten starben 40 Kaiser eines gewaltsamen Todes.

Im fünften Jahrhundert n. Chr. wurde Rom von demselben Schicksal ereilt, das es so vielen Völkern bereitet hatte. Genserich drang mit seinen Vandalenvom Meer her den Tiber aufwärts und unterwarf die Hauptstadt einer vierzehntägigen Plünderung. Zu Lande verwüstete Attila, die Gottesgeißel, die nördlichen Provinzen des Kaiserreiches. Selbst nach einem Verlust von 200 000 Mann in der Schlacht bei Chalons ließ er sich nur durch den Tribut des Papstes von einer Besetzung der Stadt Rom abhalten.

Zu der Kriegsfurie gesellte sich religiöser Fanatismus. Als Konstantin der Große im Jahre 312 um seine Macht kämpfte, sah er angeblich am Himmel ein Kreuz mit den Worten: „In diesem Zeichen wirst du siegen." Er bekehrte sich daraufhin zum Christentum.

Aber dies war nicht das einzige Bündnis zwischen Glaube und Schwert. Im sechsten Jahrhundert schwang Mohammed die Fahne des streitenden Islam über Arabien. Der große Brand erstreckte sich über Nordafrika, vernichtete die Kultur und Geistesgüter Alexandriens und verbreitete sich über Spanien nach Frankreich. Erst im Jahre 732 hat Karl Martell zu Tours diese Invasion aufgehalten und rettete so das heilige römische Reich für seinen Sohn Karl den Großen.

Im Vergleich zu diesen Hochfluten leidenschaftlicher Kämpfe waren die fortgesetzten Streitigkeiten der Angelsachsen, Dänen und Normannen, welche die römische Kultur in Britannien ausrotteten, kleine Wellen an den Grenzen der zivilisierten Welt.

Im elften und zwölften Jahrhundert bemühte sich Europa, den Muselmann nach Asien zurück zu drängen. Drei große Kreuzzüge wurden für die Befreiung Jerusalems unternommen. Eine zeitlang hielten die Schriftlaner die Stadt. Aber das Ergebnis des Kampfes, in dem Richard Löwenherz, der heilige Ludwig von Frankreich mit seinem Wahrzeichen, Peter der Einsiedler mit seinen Predigten, St. Bernhard und endlich Saladin eine Rolle spielten, war negativ. Die heilige Stadt geriet abermals unter die Herrschaft des Islam.

Aufstände in Kleinasien erschütterten die Welt wie ein Erdbeben. Im Jahre 1453 er-